

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 193.

Samstag, den 19. August 1905.

20. Jahrgang.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Buch für Alle. Nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer und vor allem illustrierte Zeitschriften gewinnen durch ein schönes Gewand, und bei der Schnelllebigkeit unserer Zeit ist es nötig, selbst das geschmackvollste und ansehnlichste Gewand öfters zu wechseln, damit es uns nicht durch Gewohnheit alltäglich und gleichgültig werde. Dies hat der deutsche Verlag wohl erkannt, und wir sehen daher die verbreitetsten periodischen Zeitschriften alle paar Jahre in einem neuen Umschlag erscheinen. Diesmal ist es das „Buch für Alle“, dieses geleseste deutsche illustrierte Familienblatt großen Formates, dessen neuer Jahrgang, der letzten beginnt, uns eine höchst angenehme Ueberraschung bereitet durch seine neue Hülle. Zeichnung und technische Ausführung derselben sind ein in die Augen springendes Zeugnis für den künstlerischen Geschmack und den erfolgreichen Eifer, mit dem Verlag und Redaktion sich bemühen, den Guten zum immer Besseren fortzuschreiten. Der von hervorragender Künstlerhand komponierte Umschlag erweist sofort ein äußerst günstiges Vorurteil für die Güte des Inhalts, das beim Durchblättern des Heftes auch durchaus bestätigt wird. Wir zweifeln nicht, daß das „Buch für Alle“ in seinem neuen Gewande zu den früheren Freunden und Abonnenten noch eine große Anzahl weiterer hinzu gewinnen wird, und wir empfehlen daher dieses edle deutsche Familienblatt unseren Lesern aufs Angelegentlichste.

Der praktische Universal-Rathgeber. Dem wäre es im Leben nicht schon vorgekommen, daß er schnell in dringenden Fällen Rath und Auskunft oder sogar Hilfe in seiner Hausbibliothek gesucht hätte? Tausende haben gewiß schon nach einem wirklichen Rathgeber gesucht — aber nichts derartiges gefunden! — Nach langen Vorarbeiten kann nun den weitesten Kreisen ein Werk geboten werden, das für Jedermann in Stadt und Land unentbehrlich im wahren Sinne des Wortes ist: „Der praktische Universal-Rathgeber“. Er ist ein Nachschlagebuch für Jedermann, für Jung und Alt, für jeden Beruf und für jeden Stand. Treffliche Illustrationen erläutern die von fachmännischen Federern kommenden Artikel. Diese sind anregend und erschöpfend geschrieben. Insbesondere sind die Erfindungen und Erfindungen der neuesten Zeit in dem Werke gewürdigt worden. Der Rathgeber umfaßt 1000 dreispaltige Seiten und ist ein sehr geschmackvoller Nischenband. Der Druck ist deutlich, die Bilder sind in ihrer Art Meisterwerke. Im Anhang finden wir ein Fremdwörterbuch und ein Wörterverzeichnis der neuen deutschen Rechtschreibung, beides werthvolle, ja geradezu unentbehrliche Requisiten für jede Familie. — Der „Rathgeber“ giebt auf tausende praktischer Fragen des täglichen Lebens Auskunft. Nicht weniger als 1100 Bilder erläutern den Text. Das Werk ist im Verlag von Carl Weber & Co. in Stuttgart erschienen und von der Buchhandlung Ernst Jansohn in Schneppenthal in Generalvertrieb genommen worden. Seine Anschaffung ist warm zu empfehlen.

Nord und Süd. Illustrierter Familienkalender für 1906. Herausgegeben von der Schlesischen Verlagsanstalt von E. Schottlaender, Breslau. — Die Anordnung des Stoffes zeigt, daß die Redaktion von künstlerischen Motiven geleitet wurde. Vom ersten Artikel Salberis „Wirklichkeit und Fiktion“, (eine weltliche Neujahrspredigt), bis zur zweiten Abtheilung „Kinderland“ merkt man deutlich Stil und Harmonie in Stoff und Form. Da sind wirklich werthvolle Notizen und Skizzen. Dr. A. Schiebel behandelt instruktiv ein wichtiges Kapitel der Hygiene: „Der Kampf gegen die Mangelhaftigkeit unserer Schulpflege“ und die russische Revolution und deren Vertreter werden vorgeführt. Das Kinderland bringt eine Abhandlung über „Das Kind und

die Poesie“ und schließt mit einem feinen Märchen von Elise Freund: „Prinz Lenz“. Ganz der Kinderseele angepaßt ist dieser Theil, in Ton und Klang und Sprache. Das zeigt auch eine prächtige Originalzeichnung von Hugo Kaufmann: „Kinderleben auf der Dorfstraße“. Und nun beginnt der Humor zu tummeln, in tollen, gaufferischen Sprüngen und Spielen. Auch da ist das Motto gewählt und von ergötzlicher Absicht: „Wo man herzlich lacht, da setz' dich hin, böse Menschen lachen nicht von Herzen.“ Kommen noch die werthvollen Kunstbeilagen hinzu und das Titelblatt von Walter Genschel vom Hain, muß man erstaunt fragen: Wie ist es möglich, diesen inhaltsreichen, gediegenen, echten Familienkalender für den billigen Preis von 50 $\frac{1}{2}$ zu liefern? In Familienkreisen wird man dem Verlag dankbar wissen, daß er dieses Werk zustande brachte, und es als Geschenk, recht oft verwenden.

Georg Capon: Sendschreiben an das russische Volk. Verlag von Georg Reimer-Berlin. In hunderttausenden von Exemplaren ist das Sendschreiben Capons unter der russischen Bevölkerung verbreitet. Jetzt liegt es auch in deutscher Sprache vor. Gleichgültig, wie man sich zu den politischen Anschauungen stellt, die in dem Schreiben Capons zum Ausdruck kommen, diese Ausführungen sind in jedem Fall eines der historischen Dokumente der jetzigen russischen Freiheitsbewegung.

Mertens, Obst- und Gemüsebuchlein. Zur rechten Zeit gerade, wo wir mitten in der Obst- und Gemüsezeit stehen und wir alle Hände voll zu thun haben, um den reichen Segen auszubringen zu verwerthen, erscheint die neue 7. Auflage von A. Mertens, Obst- und Gemüsebuchlein für den bürgerlichen und feineren Haushalt, neu bearbeitet von E. Junge, Obstkund und Obstlehrer an der Kgl. Lehranstalt zu Gießenheim. Preis M. 1.50. Verlag von Rud. Bechtold & Comp. in Wiesbaden. In einfach verständlicher Weise giebt das Buch Anleitung zur Herstellung von Pasten, Mus, Marmelade, Kraut, Gelee, Lakwerge, Saft, Dampf- und Garmisch der verschiedensten Art. Giebt im Anhang Rathschläge für die Bereitung von Beerenweinen, behandelt die Gährung auch geringer Flüssigkeitsmengen, sowie die Kellerbehandlung der Weine. Den Schluß bildet die Herstellung von Fruchtlikören und von Fruchtessig. In vorliegender siebenter Auflage wurden ferner noch als neue Kapitel aufgenommen: Die Ernte des Obstes und Behandlung desselben auf dem Lager bis zum Verbrauch, sowie die Herstellung der alkoholfreien Weine. Das Buch kann direkt vom Verlag oder auch von jeder Buchhandlung bezogen werden. Zahlreiche, gegen 66 Abbildungen zeigen einfache Geräte und Maschinen. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß selbst die erfahrenste Hausfrau immer noch überreiche Anregung in dem Buchlein findet, und sagen, zu jedem Kochherde gehört auch das Obst- und Gemüsebuchlein.

LOKALES

* Wiesbaden, 18. August 1905.

* Licht, Luft und Sonnenbäder. Wir erhalten folgende Zuschrift: Wer wird wohl in unserer Zeit an dem Nutzen der Sommerfrische zweifeln? Reuegestärkt, von der Sonne gebräunt, kehrt der Städter in seine staubige, dumpfe Stadtwohnung zurück, befreit, jekt den Kampf ums Dasein mit neuen Kräften aufzunehmen. Allorts redet man von dem gesunden sonnengebräunten Aussehen der Landleute, im Gegensatz zur bleichen Hautfarbe der städtischen Städter. Lustkurorte sind in unserer Zeit zahlreich wie der Sand am Meere, und doch umgeht man im täglichen Leben mit einer Konsequenz, die einer besseren Sa-

che würdig wäre, die vortheilhaften Einwirkungen, die Licht und Luft auf unseren Körper auszuüben im Stande sind. An neuen Gebäuden macht man die Fenster 2 bis 3 Mal größer als früher in richtiger Beurtheilung der gesundheitlichen Wichtigkeit von Licht und Luft. Und was thut der gebildete Durchschnittsmittel-europäer um die Vorteile dieser hygienischen Bauweise zu paralysiren? Er richtet seine Kleidung und Lebensweise so ein, daß Luft und Licht wohl an seine Möbel usw., aber nicht an seinen Körper kommen können. Aengstlich sogar verdrängt besonders die Damenwelt hinter dichten Schleieren und Handschuhen selbst noch Gesicht und Hände, aus Bedenken des guten Teints und Tons. Nachher wundern man sich, wenn die so schlecht behandelte Körperhaut ihre physiologischen Dienste versagt und das Heer der Erkältungskrankheiten die verweichlichte Menschheit befallt. Man sollte doch auch hier der Erkenntniß gemäß handeln, daß das Wissen allein es nicht thut und unserem Körper Licht und Luft tüchtig nutzbar machen. Dies geschieht rationell im Licht-, Luft- und Sonnenbad. Hier wirkt das Licht in seinen verschiedenen Intensitäten und Qualitäten, die Luft in ihren verschiedensten Wärmegraden und Bewegungszuständen auf die Haut des ganzen Körpers unmittelbar ein. Kein Bad ist gleichzeitig so milde und doch so abhärtend und erfrischend, wie das Licht- und Luftbad. Der Körper dünstet aus, die Schwitzsekretion wird gesteigert, der Organismus reinigt sich von Stoffwechselgiften durch erhöhte Hautthätigkeit. Das eigentliche Sonnenbad, das heißt die längere Einwirkung des direkten Sonnenlichtes auf den ganzen Körper oder auf Theile desselben, hat eine mächtige, die Haut und ihre Nerven beeinflussende Wirkung. Der gesammte Stoffwechsel kann durch derartige Bäder in verschiedenster Richtung umgestimmt werden. Gymnastische Übungen im Licht-, Luft- und Sonnenbade machen diese Maßnahmen besonders nützlich für den Körper und gleichzeitig interessant und kurzweilig. Ist kann man dem Vorwurf begegnen, daß ein derartiges Heilverfahren für alles gut sein soll und daher wenig oder gar nichts nütze. Das ist falsch! Eine Lebensweise und Lebensgewohnheiten, die den gesunden Körper abzuwärtten und zu stärken im Stande sind, unter Berücksichtigung der Eigenart des kranken Organismus richtig betrieben ist auch Kurpatienten von ungeheurer Nutzen. Wie wichtig sind Luft und Licht für Kranke. Im Lichte heilen nachgewiesenermaßen Wunden leichter, schwache gelbe Pflänzchen werden saftig grün, blasser Wangen röthen sich. Das Heer der Nerven-, Herz- und Nierenkrankheiten, Zuckerkrankheit und Gichtleidende Leute, die zu Erkältungskrankheiten der oberen Luftwege und der Lunge neigen, können im Licht-, Luft- und Sonnenbade Genesung oder wenigstens Besserung finden. Noch wird dieser Heilfaktor zu wenig ausgenutzt. Hier in Wiesbaden ist als erste derartige Anstalt ein Licht-, Luft- und Sonnenbad von dem Sanatorium „Villa Siegfried“ auf der Bierstädter Höhe eröffnet worden das auch außerhalb der Pension des Sanatoriums benutzbar ist.

Geldsächliches.

— Die Manöverzeit erweckt bei mancher Hausfrau, die Einquartierung zu erwarten hat, eine gewisse Sorge. Sie betrachtet es als Ehrensache, Offizieren und Mannschaften den vorübergehenden Aufenthalt möglichst angenehm zu gestalten. Dazu gehört vor allem eine gute Verpflegung. Hier leisten die Maggi-Produkte vorzügliche Dienste. Maggi's Würste giebt schmackhafte Suppen, Saucen, Gemüsen, Salaten u. dergl. kräftigen Wohlgeschmack; sie ist namentlich auch zum Verlängern bereits vorhandener Suppen, Brühen usw. gut verwendbar. Sodann sei auf Maggi's Bouillonkapseln — zu 10 und 15 $\frac{1}{2}$ für zwei Tassen — hingewiesen, mit denen man in einer Minute, nur mit kochendem Wasser, eine vollkommen trinkfertige Bouillon herstellt. Maggi's Suppen in Würfeln zu 10 $\frac{1}{2}$ für 2 Teller aber ermöglichen es, in wenigen Minuten, ebenfalls nur mit Wasser wohlgeschmeckende, nahrhafte Suppen zu bereiten u. z. in den verschiedensten Sorten wie Reis, Tapioka, Teigwaren, Kartoffel, Erbsen usw.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 9763

Marburg's Schwedenkönig, bester Magenlikör.

Friedrich Marburg, Wiesbaden, Neugasse.

Speierling-Apfelwein sowie diverse Sorten Beerenweine Obstweinfelderei Fritz Henrich, Wiesbaden, Blücherstrasse 24. 1014

CARL SPITZ,

General-Agentur der Brandenburg's Spiegelglas-Versicherungs-Gesellschaft „A.-G.“ in Brandenburg a. H., Haupt-Agentur der Kölnischen Feuer-Versicherungs-Gesellschaft „Colonial“ (Feuer- und Einbruch-Diebstahl), Agentur der „Providentia“ für Lebens-, Renten- und Unfall-Versicherung in Frankfurt a. M., jetzt

Webergasse 2, 1 St., neben Hotel „Vier Jahreszeiten“.

Männergesang-Verein Concordia.

Samstag, den 19. August cr.:

III. Familien-Abend

bei Mitglied John („Unter den Eichen“), 6549 wozu hieß. einladet Der Vorstand.

Wegen Aufgabe unseres hiesigen Geschäfts

Total-Ausverkauf

VON

Herren-Hüten, Mützen, Stöcken und Schirmen zu fabelhaft billigen Preisen.

Laden-Einrichtung und Theken, fast neu, billig zu verkaufen.

Der Verkauf findet nur bis 1. Oktober d. Js. statt.

Marktstr. 10, J. Hurtig & Co., Marktstr. 10,

(Hotel Grüner Wald) vis-à-vis dem Ratskeller.

5546



Nr. 193.

Samstag, den 19. August 1905.

20. Jahrgang

Sein Dämon.

Roman in zwei Abtheilungen von Franz Treller.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Ich glaube, das Wichtigste würde sein, wir reisen alsbald nach Nodessville, mein Erscheinen dort müßte alle Fabeln zerstreuen.“

Sehr ernst entgegnete Doktor Ellinghaus: „Ich fürchte, das würde nicht so leicht sein.“

Er theilte ihm jetzt mit, welche Gerüchte über seinen Geisteszustand in Umlauf gesetzt und geglaubt worden seien.

„Welch ein furchtbares Weib!“ erwiderte Hohenthal hie-

auf. „Stelle es Dir nicht so leicht vor, in Deine alte Position zurückzukehren. Der Schuft Hayting und wahrscheinlich noch ein anderer haben durch ihre Zeugnisse Deine Ueberführung nach Towertown veranlaßt. Der Beweis, daß sie wider besseres Wissen gehandelt haben, ist nicht leicht zu führen. Mr. Stone, der Direktor von Towertown, hat Dich umgebracht, und ich zweifle nicht, daß dies in geschmackvoller Form vor sich gegangen ist, wie auch nicht, daß Mr. Weller unter dem Steine ruht, der Deinen Namen trägt. Aber das alles bedarf der Aufklärung, ehe Du mit Nachdruck in Nodessville auftreten kannst. Ich bin seit einigen Monaten von dort fort und auf der Suche nach Dir, die mich durch die weite Union führte und viel Zeit und Vorlicht beanspruchte. Wir wissen nicht, was alles in Deiner Heimath vorgegangen ist. Vierzehn Tage vor Deiner Befreiung habe ich erfahren, daß der Schurke in Towertown Deinen Namen auf einen Grabstein gesetzt hat und erst meine Forschungen hier brachten mir die tröstliche Gewißheit, daß jene Inschrift log. Doch das alles sind bei dem hiesigen Rechtsverfahren schwerwiegende Umstände. Deine Frau hat sich heimlich mit Henry entfernt, ehe noch festzustellen war, ob Du einfach eine Reise angetreten hättest, ermordet seiest oder ein Unglücksfall vorliege. Als ich die Ueberzeugung hatte, daß man Dich in einem Irrenhause untergebracht habe, eine hier zu Lande bequeme Art für reiche Leute, sich überlästiger Angehöriger zu entledigen, und selbstverständlich beschloß, Dich zu suchen, begab ich mich ehe ich abreiste zum Sheriff sagte dem daß ich nach Deinem testamentarisch niedergelegten Willen, für den Fall Deines Ablebens Testamentvollstrecker sei, und ersuchte ihn, ein wachsam Auge auf Contenthouse zu haben. Das versprach er. Was nun aber in der Zeit und besonders, seitdem man Dich begraben hat, geschehen ist, weiß ich nicht. Meine Aufgabe war es, Dich zu suchen. Sage nun selbst, ob wir nicht gut thun, zunächst die Fälschungen aufzudecken und Dich dann erst gesund und frei den Lebenden wieder zuzugesellen.“

„Welch ein Gewirr von bestialischen Mahregeln, um mich ins Verderben zu stürzen! Aber sage mir, was konnte das Weib dabei haben, mich auf diese Weise zu beseitigen, es war doch einfacher, mich umbringen zu lassen, wenn sie mich los sein wollte um mit ihrem Galan in das Weite gehen zu können.“

„Der Mordversuch auf Dich war nicht geglückt. Damals glaubte ich, Bancouer sei der, der den Mordhelfer ausgesandt hatte, ich bin jetzt anderer Meinung.“

„Sie?“

„Ja! Sie möchte fürchten, daß die Wiederholung und das Gelingen eines solchen Attentates den Anbeter doch stugig machen könnte, und griff zu dem Mittel, Dich lebendig zu beseitigen.“

„Aber dann — dann —?“

„Die Antwort gibt Dein Leichenstein. Wir werden genauere Einblicke in dieses ganze Treiben gewinnen. Ich will Dich nur überzeugen, daß es nicht richtig wäre, ohne weiteres nach Nodessville zu gehen.“

Nach einigem Nachdenken sagte Hohenthal: „Du hast gewiß recht, aber mein Henry —?“

„Habe ich Dich ausfindig gemacht, Arnold, werden wir auch Deinen Henry finden, obgleich ich denken sollte, daß seine Mutter sich nicht sträuben würde ihn Dir zu überlassen.“

„Sie haßt mich und kennt meine Liebe zu dem Kinde, sie weiß, wie sie mich am schwersten treffen kann.“

„Gib Dich nicht unnöthigen Sorgen hin. Du bist der Gefahr entronnen, und alle Hindernisse auf Deinem ferneren Lebenswege werden sich beseitigen lassen.“

„Ich will es mit Dir hoffen.“

Am andern Tage begab sich Doktor Ellinghaus nach Covington und von dort in einem Wagen nach Marylodge, er hatte sich aber zur Vorfrage einen Sheriffsbeamten mitgenommen.

Nicht wenig war er erstaunt, als ihm der Förstner auf sein Verlangen, Mr. Bolton zu sprechen, erwiderte, daß dieser seit vierzehn Tagen Marylodge verlassen habe, nachdem er seine Anstalt an Doktor C. Harding verkauft habe. Ellinghaus schickte hierauf seine Karte an Mr. Harding, der ihn alsbald in sein Arbeitszimmer führen ließ.

Ellinghaus fand einen Herren in mittleren Jahren vor sich, dessen Aeußeres vertrauenerweckend war. Der Doktor empfing ihn mit großer Höflichkeit.

„Ich komme, um Erkundigungen über den Zustand eines ihrer Patienten, Mr. Weller, einzuziehen“, eröffnete Ellinghaus die Unterredung.

„Weller? Würde gern zu Diensten stehen, Sir“, erwiderte Mr. Harding, „aber ein Mr. Weller befindet sich unter den mir überlieferten Patienten nicht. Doch schwebt mir vor, daß ich den Namen in den Personalakten, die mir Mr. Bolton überliefert hat, gelesen habe, wir wollen gleich nachsehen, was diese berichten.“

Er nahm die Akten aus dem Schranke und fand bald William B. Weller.

„Ellinghaus las: „Aufgenommen am 10. April 18—, bisher in der Heil- und Heileanstalt Mr. Woods in Towertown. Leidet an Manomanie, ist Anfällen gefährlicher Tobsucht unterworfen.“

Angenscheinlich später war hinzugefügt: „Sein Zustand hat sich wesentlich gebessert, konnte am 21. Oktober als vorläufig genesen entlassen werden.“

„Das war alles.“

Der 21. Oktober war der Tag, an dem Hohenthal Marylodge verlassen hatte.

„Das ist alles“, sagte Mr. Harding, der selbst überrascht schien von dem Etonismus dieser Eintragungen.

„Ich habe erst kürzlich“, fügte er hinzu, „diese Anstalt käuflich erworben, und man hat mir die Patienten gelassen, deren Krankheitsgeschichte freilich eingehender behandelt ist als die des Mr. Weller.“

„Und“ fragte der durch das kühne Raffinement Voltons verblüffte Ellinghaus, „wo befindet sich Mr. Volton?“

„Er ist nach dem Osten verzogen, doch kenne ich seinen Aufenthalt nicht, auch bestehen keinerlei Beziehungen mehr zwischen uns, da Marylodge durch glatten Verkauf an mich übergegangen ist. Mr. Volton sagte mir, daß er seiner Familie und besonders seiner Tochter wegen, die Praxis in einer einsam gelegenen Anstalt aufgebe und auch seine alten Tage der Ruhe pflegen wolle.“

Ellinghaus war sich nicht klar darüber, ob er Mr. Harding, der durchaus den Eindruck eines ehrlichen Mannes machte in Hohenthals Verhältnisse einweihen sollte, und berührte diese deshalb nicht.

„Sind von den früheren Bediensteten in der Anstalt noch einige hier?“

„Zwei der Wärter habe ich behalten, für die anderen ließ ich meinen erprobten Leute eintreten, die ich mir in meiner Anstalt in Baltimore erzogen hatte. Wünschen Sie die aus der Zeit Mr. Voltons stammenden Leute zu sprechen?“

„Es wäre mir angenehm, denn ich bin überrascht, Mr. Weller hier nicht mehr vorzufinden, ohne daß eine Andeutung vorhanden ist, wohin er sich begeben hat.“

„Leider kann ich nur über das Auskunft geben, was ich weiß, aber die Akten, soweit sie Mr. Weller betreffen, stehen Ihnen zu Gebote, wenn sich überhaupt noch etwas über ihn vorfindet.“

Einer der Wärter wurde gerufen, es war der, mit dem Hohenthal einige Worte an der Mauer gewechselt hatte.

„Sie haben Mr. Weller bedient“, fragte ihn Ellinghaus.

„Ja, Sir, und es war ein sanfter und lieber Patient, seitdem er sich beruhigt hatte.“

„Sie wissen nicht, wohin er gekommen ist?“

„Das weiß ich nicht, Sir!“

„Er ist als gesund entlassen worden.“

„Um — hm.“ Der Mann sah Dr. Harding fragend an.

„Sprechen Sie nur, Miller, ganz offen, wir haben hier keine Geheimnisse.“

„Entlassen? Ich meine, daß Mr. Weller über die Mauer davon gegangen ist.“

„O!“

„Zwar wollte es Mr. Volton nicht Wort haben, aber wir fanden Spuren an der Mauer, die darauf hindeuteten, und einen Strich, an dem er sich aus dem Fenster gelassen hatte, auch waren alle seine Sachen noch da.“

„Er wurde also nicht verfolgt?“

„Nein, wir mußten schweigen — es sei alles in Ordnung, sagte Mr. Volton, und reiste gleich darauf ab. Wir erfuhren auch nichts mehr und zerbrachen uns nicht weiter die Köpfe über Mr. Wellers Verbleib. Später kam dann unser neuer Herr her und übernahm die Anstalt.“

Es war klar, daß Mr. Volton keinen Versuch gemacht hatte, sich seines Patienten wieder zu bemächtigen, und sogar dessen Flucht vertuscht hatte. Daß ihm nach dem Vorgang nicht gehener zu Muth war, bewiesen der Verkauf der Anstalt und sein Fortzug. Ueber den wirklichen Mr. Weller war hier nichts weiter zu erfahren.

„Hat Ihnen“, fragte Ellinghaus noch, „Mr. Weller nie gesagt, daß er ein Deutscher sei und Hohenthal heiße?“

„Das hat er, Sir, anfangs als er herkam, aber was sagen die Kranken nicht alles, hernach war er ganz still davon.“

„Es ist gut, ich danke Ihnen.“

Der Wärter ging, und Ellinghaus, der sich sagte, daß er im schlimmsten Falle von dem jetzigen Leiter der Anstalt nichts für die Entwicklung der dunklen Angelegenheit zu fürchten habe — denn daß der Direktor in Towertown durch Volton von allen Vorgängen in Marylodge unterrichtet worden sei, setzte er als selbstverständlich voraus — theilte jetzt Mr. Harding die tragische Geschichte seines Fremdes mit.

Ernst hörte der Doktor zu.

„Derartige Vorgänge habe ich bis jetzt in das Reich der Fabel verwiesen“, sagte er darauf. „Fetthümer sind ja bei den besten Vollen und Können nicht zu vermeiden, das wissen Sie als Arzt wie ich, Mr. Ellinghaus. Aber Verbrechen wie das, von dem Sie mir berichten, habe ich in einem so geordneten Staatswesen, wie das unseres Landes, für unmöglich gehalten. Ich nehme in der ärztlichen Welt der Vereinigten Staaten eine

hinterlistige grösste Stellung ein, um Ihnen gelegentlich von Dingen sein zu können, und ich bin gern bereit, Ihnen aus jedem Fremde zu helfen, wenn ich kann.“

Hoch erfreut dankte Ellinghaus für diese erkennbar aufrichtig gebotene Unterstützung und trennte sich in herzlicher Weise von Mr. Harding.

Am anderen Morgen nahmen Hohenthal und Ellinghaus Abschied von dem hieheren Wille. In Memphis vervollständigte Hohenthal seine Garderobe, von dem, was in Marylodge zurückgeblieben war, wollte er nichts wissen, und beide fuhren nach Stanley in dessen Nähe Towertown lag.

Ellinghaus wandte sich zunächst an einen ihm von dem Hoteltwirth bezeichneter Advokaten, in dem er einen alten Mann fand, der auf ihn den Eindruck des Ehrenhaften und Entschlossenen machte.

Er weichte diesen auf jede Gefahr hin in Hohenthals Verhältnisse ein.

Der Advokat lauschte mit tiefem Ernste und nicht ohne Erstaunen.

„Das ist absonderlich“, äußerte er dann, „hier müssen gewaltige Kräfte im Spiele gewesen sein, um solche Verbrechen zu ermöglichen. Ich will Ihnen beistehen. Die Identität Ihres Freundes ist ja nicht schwer nachzuweisen — aber — hm — ich will mit dem Sheriff sprechen, und wir wollen morgen gemeinsam nach Towertown hinausfahren. Des Sheriffs bedürfen wir, um uns die Thüren zu öffnen.“

Am anderen Morgen fuhren Ellinghaus und Hohenthal in Begleitung des Sheriffs, eines sehr würdigen Mannes, und des Advokaten nach Towertown hinaus. Auf dem Bode hatte ein Konstabler in Zivil Platz neben dem Rutscher genommen. Der Thürhüter wußte nicht, ob Doktor Wood, der Besitzer und Leiter der Anstalt, zu sprechen sei, der Sheriff erklärte ihm aber, daß er kraft seines Amtes Einlaß begehre und zwar sofort. Der eingeschüchterte Thürhüter ließ hierauf die Herren ein.

Zu Mr. Wood geführt, fand Ellinghaus einen schlanken Herrn in mittleren Jahren mit einem klugen, nicht unshönen Gesicht vor sich, der die Besucher mit weltmännischer Höflichkeit und Sicherheit empfing. Hatte ihm der Besuch des Sheriffs Schrecken eingeflößt wußte er es gut zu verbergen, aber in seinen Augen lag etwas Dauerndes, was Ellinghaus nicht entging.

Wood nöthigte zum Sigen; während er den Advokaten und Ellinghaus verstohlen musterte, sagte er: „Ich bin begierig zu hören, was mir die Ehre verschafft, den Sheriff der Grafschaft bei mir zu sehen.“ Er schien Ellinghaus nicht wiederzuerkennen.

„Ich erscheine hier“, erwiderte dieser sofort zur Sache kommend, um Auskunft über den Ihnen am 12. Februar d. J. anvertrauten Patienten Arnold von Hohenthal zu bitten.“

Ellinghaus, der den Irrenarzt fortwährend scharf im Auge behielt, gewahrte, wie dieser leicht zusammenzuckte, aber so wenig bemerkbar, daß es den beiden anderen Herren entging gleich darauf aber in seiner geschmeidigen Weise erwiderte: „Ach, Sie sprechen von dem deutschen Farmer? Leider habe ich ihm weder das Licht der Vernunft gegeben noch ihm das Leben erhalten können, er ruht seit Monaten auf dem kleinen Kirchhof des Dorfes.“

„Von wem wurde Ihnen der Kranke anvertraut?“

„Von seiner sehr um ihn besorgten Gattin, die in Rodessa wille zu Hause ist.“

„Woran starb der Mann?“

„Ich möchte mir doch die Frage erlauben, ob ich hier ein Verhör bestehe?“ fragte höflich Mr. Wood.

„Ja“, erwiderte der Sheriff trocken, „ich bin hier in meinem amtlichen Charakter.“

„Eine Lungenentzündung, deren ich nicht Herr zu werden vermochte, machte seinem Leben, sehr zu meinem Bedauern, rasch ein Ende.“

„Sie haben das Verdikt des Coroners?“

„Gewiß Sir?“

„Woran litt der Mann sonst?“

„An Wahnvorstellungen, die ihn für seine Umgebung gefährlich machten.“

„Sie besitzen die gesetzlich vorgeschriebenen Zeugnisse über seinen ursprünglichen Krankheitszustand?“

„Ich besitze sie.“

Die Sicherheit des Arztes war imponirend.

„Sie werden Sie mir vorlegen, Sir.“

„Sofort.“

Wood ging an einen Sekretär und entnahm einem der Fächer einige Papiere und legte sie ruhig dem Sheriff vor.

Da war das Verdikt des Coroners, welches dahin lautete, daß Arnold von Hohenthal aus Rodessville, Patient der Anstalt des Dr. Josua H. Wood, an Lungenentzündung gestorben war.

(Fortsetzung folgt.)

Die künstlichen Edelsteine.

Seit die Chemie die Zusammensetzung der Mineralien aufs genaueste festgestellt hat, lag es nahe, darauf hinzuwirken, gewisse Mineralien von besonders hohem Wert, also vornehmlich die sogenannten Edelsteine, künstlich zu erzeugen. An sich mögen solche Versuche fürs erste da besonders aussichtslos erschienen sein, wo die chemische Natur des Minerals eine sehr einfache ist. So ist bekanntlich der Diamant einfacher Kohlenstoff, der Saphir und der Rubin einfache Tonerde in Krystallform. Gerade bei diesen Mineralien aber haben sich große physikalische Schwierigkeiten der künstlerischen Herstellung lange Zeit widersetzt. Theoretisch ist freilich manche Aufgabe gelöst worden, aber der praktische Nutzen ist bis auf die neueste Zeit gering gewesen. Auch der künstliche Diamant ist nach den großartigen Untersuchungen von Moissan zur Tatsache geworden, aber was nützt das? — Die im elektrischen Ofen aus gewöhnlicher Kohle hervorgezauberten Diamanten sind so winzige Kryställchen, daß kein Juwelier etwas mit ihnen anzufangen vermöchte.

Es ist die Frage, ob es nicht schon jetzt gelingen könnte, auch größere Diamanten künstlich zu erzielen; aber wenn es auch glücken würde, so dürften diese künstlichen Edelsteine wegen der Schwierigkeit ihrer Herstellung noch kostspieliger sein als die natürlichen. Eine höhere Gewähr für die Einführung in die Praxis bietet nach den letzten Erfolgen die Erzeugung künstlicher Rubinen. Bei ihnen hat das Streben der wissenschaftlichen Nachahmung von Edelsteinen wohl zuerst eingesetzt, und eine Reihe ansehnlicher Forscher hat an der Entwicklung dieses Unternehmens gearbeitet. Wie die französische Juwelierkunst einen besonderen Rang auf dem Weltmarkt einnimmt, so sind es auch vorwiegend französische Chemiker gewesen, die sich mit der künstlichen Herstellung von Edelsteinen befaßt haben, wie ja überhaupt die anorganische Chemie seit mehr als 100 Jahren aus Frankreich eine besonders starke Förderung empfangen hat.

Zuerst war es Gaudin, der 1839 versuchte, gewöhnliche Tonerde durch Schmelzung in einen durchsichtigen Zustand überzuführen. Er erhielt kleine Kugeln, die ganz die Eigenschaften des Rubins aufwiesen, aber nach der Verfestigung sofort undurchsichtig wurden. Der berühmte Physiker Becquerel prüfte diese Kunstprodukte genau und ermittelte auch, daß sie in kleinen Hohlräumen winzige Kryställchen von wirklichen Rubinen enthielten. Immerhin mußte der Versuch als mißlungen betrachtet werden, und Gaudin schloß, daß Tonerde überhaupt nicht in einem glasartigen Zustand zu bestehen vermöchte.

Im Jahre 1886 erst wurde durch Charles Friedel die Sache wieder aufgenommen. Dieser Chemiker beschrieb ein Experiment, das Korund, das eigentliche Mineral, zu dem der Rubin als eine Art gehört, künstlich durch Schmelzung in einer Form lieferte, die in den meisten Eigenschaften mit dem Rubin übereinstimmte, von den natürlichen Rubinen aber durch das Vorhandensein gewisser blasenartiger Einschlüsse und durch ein etwas geringeres spezifisches Gewicht unterschieden war. Als ein Beweis, daß man mit der Herstellung künstlicher Rubinen doch einigermaßen zum Ziel zu kommen vermöchte, konnten die sogen. Genser Rubinen gelten, deren Erzeugung jedoch streng geheim gehalten wurde.

Mit größerem Erfolg als ihn ein Forscher zuvor hatte erzielen können, nahm dann der französische Chemiker Verneuil die Studien wieder auf, und zwar auf Grund der ältesten Experimente von Gaudin. Er stellte zunächst fest, daß die Tonerde wohl in einem durchsichtigen Zustand nach der Schmelzung erhalten werden könnte, falls nur gewisse Bedingungen mit größter Strenge beobachtet und erfüllt würden. Er verglich in geistreicher Weise die Verfestigung der Tonerde aus dem Schmelzfluß mit dem Erstarren des Wassers, das auch je nach der Art der Abkühlung durchsichtiges oder undurchsichtiges Eis liefert. Vor allen Dingen aber ermittelte er, was Gaudin entgangen war, daß nur die Teile der Masse nach der Verfestigung durchsichtig ausfielen, die in den kühleren Abschnitten der Flamme geschmolzen waren. Nun blieb aber noch als größte Schwierigkeit der Umstand, daß die geschmolzene Masse, wie sorgfältig auch ihre Abkühlung stattfinden mochte, außerordentlich brüchig war, so daß an eine praktische Benutzung, vor allem also an ein Schleifen solcher Steine gar nicht zu denken war.

Verneuil hat für die Erzeugung der künstlichen Rubinen dann einen sehr sinnreichen Apparat erdacht und beschrieben. Das Gasrohr, wie es die Glasmacher benutzen, und das Erhitzungsrohr müssen bei diesem Apparat vollkommen senkrecht stehen. Die äußerst fein gepulverte Tonerde, die noch etwas Chromoxyd enthält und im übrigen besonders ge-

reinigt sein muß, wird mit einem feinen Sieb in das letztere Rohr eingeschüttet, und zwar unter Kontrolle eines Elektromagneten, wodurch bewirkt wird, daß das Pulver mit gewissen Unterbrechungen hinfällt und eine Folge von dünnen Schichten bildet. Im ganzen nimmt es auf dem Boden des Rohres die Gestalt eines Kegels an, und wenn dieser einen Teil der Röhre erreicht, der heiß genug ist, so schmilzt die Spitze, und das Geschmolzene dehnt sich allmählich weiter an einem langen Haken auswärts aus. Diese Masse erreicht nun einen noch heißeren Teil des Heizrohres und wandelt sich dann, anstatt noch weiter nach oben zu wachsen, in ein kugliges Gebilde um, und dies stellt nach der Verfestigung den Rubin dar. Die Abkühlung muß sehr allmählich geschehen, damit die krystallinen Teilchen Zeit haben, sich regelmäßig anzuordnen, andernfalls wird das Erzeugnis undurchsichtig. Nach der Abkühlung wird die eiförmige Masse sorgfältig abgelöst und zerfällt dann gewöhnlich in zwei annähernd gleiche Teile, von denen jeder einen Krystall darstellt. Dieser ist in seinen chemischen, physikalischen und optischen Eigenschaften von einem Stein, der aus einem natürlichen Rubin geschnitten ist, nicht zu unterscheiden.

Man kann auf diese Weise Steine von 12–15 Karat und mit einem Durchmesser von 5–6 Millimeter erzielen. Immerhin ist es bisher unmöglich gewesen, Steine von mehr als einem Viertelfarat frei von eingeschlossenen Blasen und Sprüngen zu erhalten, so daß Sachverständige die künstlichen Edelsteine noch immer leicht von den natürlichen unterscheiden können. Diese Fehler tun jedoch der Schönheit der Steine keinen Abbruch, sondern sie sind oft klarer als viele natürliche Rubine, die auch nur selten in Vollkommenheit gefunden werden.



Feuer, die nie erlöschen.

Bei den alten persischen Feueranbetern wurden Feuer Jahr- hunderte hindurch brennend gehalten und dieser Gebrauch ist von den Persen, ihren jetzigen Nachkommen, aufgenommen worden.

Nach bei einigen halbwilden Volkstämmen des portugiesischen Südafrikas ist es eine Art Glaubenssatz, die Feuer nie ausgehen zu lassen. Es beruht auf dem dort herrschenden Aberglauben, daß jedesmal, wenn das Feuer erlischt, ein Stammesangehöriger sterben muß. Ein Mann, der ein Feuer anzündet und es absichtlich erlöschen läßt, wird von seinen Stammesgenossen ergriffen und getötet. Sein Tod sühnt das Verbrechen und verhindert, wie angenommen wird, den Tod eines seiner Kameraden.

Die Schamanisten-Stämme in Westsibirien betrachten das Feuer mit solcher Ehrfurcht, daß das Auslöschen mit Todesstrafe bedroht ist. Sie glauben, wenn so viele Feuer erlöschen sind, als Sterne am Himmel stehen, dann das Ende der Welt gekommen sei. In einem kalten Lande, wo das halbe Jahr Feuer im Hause nötig sind, hat dieser Aberglaube seine Unbequemlichkeiten, aber die Schamanisten wissen sich mit einer gewissen Kasuistik zu helfen. Ein Feuer, das ursprünglich mit einem Zünder oder einem Streichholz angezündet wurde, muß immer brennend gehalten werden, und zwei Mitglieder des Stammes müssen Wache dabei halten. Die Feuer zum Hausgebrauch werden angezündet, indem man von dem Hauptfeuer einen brennenden Spahn nimmt. Nach der schamanistischen Logik sind diese Hausfeuer keine wirklichen Feuer, weil sie nicht durch künstliche Mittel angezündet wurden. Sie sind lediglich Teile der großen Feuer und ihr Erlöschen tut keinen Schaden.

Die sizilianische Vendetta führt zuweilen auch dazu, Feuer jahrelang brennend zu erhalten. Der Beleidigte zündet feierlich ein Feuer an und schwört, daß es nicht erlöschen soll, bevor er seinen Rachedurst nicht gestillt hat. Wenn er sein Haus verläßt in der Absicht, seinen Feind zu morden, ernennt er feierlich sein Weib, das Feuer brennend zu halten, weil sonst sein verbrecherischer Plan scheitert. Wenn er seine Rache gestillt hat, kehrt er nach Hause zurück, nimmt eine glühende Kohle aus dem Feuer, versenkt sich damit seinen Bart und tritt dann das Feuer mit den Füßen aus. Bei einer Gerichtsverhandlung, die vor ungefähr zehn Jahren in Palermo stattfand, wurde festgestellt, daß der Angeklagte, der seinen Feind ermordet hatte, das Küchenfeuer vier Jahre lang brennend gehalten hatte.

Bei Debreczin in Ungarn ist ein Feuer, das seit sechshundertdreißig Jahren brennt. Es wird beständig unterhalten in Uebereinstimmung mit einem alten in der Familie eines Gutsherrn

Myriad herrschenden Strahlen. Als Myriad vor flammender Hitze Jahren zur Welt kam, wurde das Feuer angezündet und man läßt es erst mit seinem Tode erlöschen. In demselben Hause brennt ein zweites, bei der Geburt des ältesten Sohnes angezündetes Feuer seit acht Jahren, und wenn diesem später ein Erbe geboren wird, so wird ein drittes Feuer angezündet. Im achtzehnten Jahrhundert ist es vorgekommen, daß in dem Myriadschen Hause vier Feuer ununterbrochen brannten, das des Reggrovers, des Großvaters, des Vaters und dessen ältesten Sohnes.

Ein Feuer anderer Art brennt seit sieben Jahren in Südrußland, wo in einem Kohlenbergwerke des Donezdistrikts ein unterirdischer Brand entstand, der bis heute noch nicht gelöscht werden konnte.

In Siam ist ein Feuer, das nicht nur jahrelang brennt, sondern auch direkte Nachkommen hat. In einem buddhistischen Tempel in Bangkok, zünden die Priester an jedem vierten Neujahrsfeste in einem großen Ofen ein neues Feuer an, das vier Jahre lang brennend gehalten und erst ausgelöscht wird, wenn es einen Feuerbrand geliefert hat, um das neue Feuer anzuzünden. Dieser Brauch besteht schon seit mehr als zwei Jahrhunderten, so daß das Bangkok'sche Feuer in gewissem Sinne das älteste der Welt ist.

Ein Feuer, auf dessen Auslöschen ebenfalls Todesstrafe gesetzt ist, brennt seit nahezu siebzig Jahren in Sarkad in Persien. Die Perser sind strenge Mohammedaner und betrachten mit Verachtung den Glauben der früheren Feueranbeter. Aber vor nahe dreivierteljahrhunderten rettete ein frommer Perser das Leben eines persischen Großveziers aus Mörderhand und zum Dank dafür befahl der Schah, daß das vom Parsen angezündete Feuer auf ewige Zeiten brennend gehalten werden sollte.

Juwelen ist auch Sparsamkeit ein Grund, die Feuer lebend zu erhalten. So erzählt M. Robertoff, daß die nordibirischen Eskimos, die er im Jahre 1889 besuchte, es sehr schwierig hätten, ein Feuer anzuzünden und daß sie deshalb die Feuer zuweilen den ganzen Winter hindurch brennen ließen. So sah der genannte Reisende ein Feuer, das seit mehreren Jahren schon brannte. Es wurde in einem alten durchlöchernten Blechfessel von Ort zu Ort geschleppt.



Vom Taschentuch. Das Taschentuch, das wir gern für eine Blüte unserer modernen Kultur und feineren Gestaltung ansehen möchten, selbst dieses kleine und vergänglichste Ding blickt auf eine lange und ehrwürdige Geschichte zurück. Schon die alten Ägypter hatten, so plaudern die Haushold Words, Taschentücher, die sie als heilige Amulette bei sich trugen; unter den Mauren war — und das klingt unseren Liebenden, die auch das Taschentuch der Geliebten verehrend aufbewahren, schon vertraut, — das Taschentuch ein Liebeszeichen. Doch das sind die Funktionen, die das Taschentuch gleichsam im Nebenamt übernimmt; welche wichtige Rolle hat dieser kleine Lappen nicht in allen Liebesgeschichten gespielt, mochte er dem getreuen Anbeter als glückverheißendes Zeichen entgegenflattern, mochte er ihn als ein süßes Andenken auf der Brust tragen oder mochte das Tuch von Antreue reden und tragische Folgen nach sich ziehen, wie so oft seit der Geschichte des Mörders von Venedig. Das Taschentuch als Stück der Kleidung, als notwendige Vervollständigung der Toilette findet sich zuerst in Griechenland, wo wir auf Vasenbildern die Griechen finden, wie sie nachdenklich sinnend das Tuch in der rechten Hand ein weißes Tuch hält. Den Gebrauch des Taschentuchs bei den Römern verbürgen uns die Satiren des Juvenal. Daß dem Taschentuch ein feiner Schmuck und eine gewisse Kostbarkeit gegeben wurde, wissen wir erst seit den Zeiten der Renaissance. Nun entstehen jene kostbaren Gebilde, die ganz aus Spitzen gefügt und mit Stickereien verziert sind und mit denen die feine Dame spielt, das Taschentuch, das eine Waise ist, wie später der Fächer, und auf den Bildern des Velasquez das Geberbuch ablöst, mit dem Antonis Moor früher die spanischen Königinnen dargestellt hatte. Auf den Prinzessinnenbildern des Velasquez hebt sich von dem Silbergran des unförmig gebauschten Kleides ein feines weißes Tuch ab, das die Dame mit spitzen Fingern hält und herunterflattern läßt; es ist gewöhnlich ein ziemlich großes Tuch mit breiter Kante. Die Damen des Rokoko tragen das Taschentuch nicht mehr so breit und lang herunterfallend, sondern sie zerstückelten das zierliche Täschlein in der Hand und falteten es nervös; jetzt ist es winzig geworden und so durchsichtig zart wie Spinnweben. Dieses kleine Spinentuch

nach der West-Asien-Sammlung. Callamans, wie die Hufeisen zu sind. Der russische Bauer behauptet dagegen, daß das mit dem Hufeisen verbundene Glück hauptsächlich dem Metall zu verdanken sei, da Eisen, unabhängig von seiner Form, ein Zaubermitel wäre, das die böswilligen Absichten böser Geister und Kobolde zunichte mache. Sehr verschieden davon ist die Geschichte, durch die die Iren ihre Vorliebe für denselben Talisman erklären. Der Name „Ireland“ oder „Irland“ hat danach folgenden Ursprung: Einst war die ganze Insel im Meere versenkt, aus dem sie sich nur einmal in sieben Jahren erhob, und dann auch nur für sehr kurze Zeit. Viele Versuche waren schon gemacht worden, um den Zauber zu brechen und das Land dahin zu bringen, ständig über dem Wasser zu bleiben; aber alles war vergeblich, bis eines Tages ein kühner Abenteurer von einem Boot ein Hufeisen auf den obersten Gipfel der Wicklow-Berge warf, gerade als sie unter den Wellen verschwanden. Da endlich war der Bann gebrochen. Die „Smaragdinsel“ tauchte wieder aus den Tiefen des Ozeans, in den sie gesunken war, auf, und seitdem ist sie mehr oder weniger trockenes Land geblieben. In England wurde bis in eine nicht weit zurückliegende Zeit das Hufeisen fast überall als Amulett gegen Heeren gebraucht, und die er Brauch ist selbst jetzt noch nicht ausgestorben. Keine Heere, so pflegte man zu sagen, konnte ein Gebäude betreten, über dessen Tür ein Hufeisen oder noch besser drei mit den Spitzen nach unten befestigt waren. Der Ursprung dieses Volksglaubens bezieht sich auf eine alte Legende von St. Dunstan. Dieser vielseitige englische Geistliche war auch ein geschickter Hufschmied, und während er eines Tages in seiner Schmiede bei der Arbeit war, trat der Böse in Vertiefung ein und bat Dunstan, seinen „einen Huf“ zu beschlagen. Obgleich der Heilige sogleich seinen bösen Kunden erkannte, willigte er ein, aber er fügte ihm während der Operation so viel Schmerzen zu, daß Satan ihn bat, von ihm abzulassen. Das tat Dunstan; aber erst mußte der Böse ihm versprechen, daß weder er noch einer der niederen bösen Geister jemals die Insaßen eines Hauses belästigen würde, in dem ein Hufeisen angebracht war.

Die Hufeisen und das Glück. Kaum ein anderer Volksglaube findet sich so allgemein verbreitet wie der, daß das Hufeisen Glück bringt, und er ist so alt, daß man über seinen Ursprung nichts Zuverlässiges beibringen kann. Seit der Zeit, seit der die Pferde Hufeisen tragen, haben, wie eine englische Zeitschrift schreibt, alle Völker und Rassen, die ihren Gebrauch kannten, dieses Hufeisen für glückbringend angesehen. Die Chinesen nageln es z. B. über ihre Tür als Amulett gegen böse Geister, weil es in der Form eine solche Ähnlichkeit mit dem gebogenen Körper der heiligen Schlange, Nagendra, einer ihrer Hauptgottheiten, hat. Befragt man einen türkischen Mohammedaner darüber, so erklärt er, das Hufeisen bringe Glück, weil es in der Form wie ein Halbmond, das heilige Emblem des Islams, wäre. Ein polnischer Jude wird die Erklärung abgeben, daß beim Passahfest das auf den Oberbalken und die Türpfosten gesprengte Blut die Hauptpunkte eines Bogens bildet. Daher erklärte sich deutlich wurde dann nach der Revolution durch das große hinfällige Taschentuch abgelöst, das eines der bedeutendsten Symbole der bürgerlichen Zeit geworden ist. Dieses große seidene Sackstück war eines der wichtigsten Utensilien. Vor allem brauchte man es beim Tabaksnipfen, dazu hatte man sich auch schon früher schon großer Taschentücher bedient, dann deckte man sich damit zur Kühlung das Gesicht zu, ließ es zum Nachschöpf heraushängen und säufelte sich damit zu. Diese großen fächerartigen Tücher verschwanden erst, als das Schnipfen aufhörte, und als die Vatermörder, die langschäftigen Fräcke, die hohen Hüte und die großen Sonnenstirme abkamen, zu denen sie so gut gepaßt hatten. Heute haben sich aus dem einen Taschentuch vielfältige Formen verschiedener Arten herausgebildet. Das Brauttaschentuch wurde stets besonders kostbar und zart hergestellt; die Damen des elisabethinischen Zeitalters gaben kleine goldgestickte Taschentücher, die extra zu diesem Zweck angefertigt waren, ihren Liebhabern, die sie dann in ihren Hüten verbargen. Heute aber gibt es Taschentücher für den Morgen, fürs Spaziergehen, Taschentücher für den Kirchgang, kurz Taschentücher in allen Gestalten; sie sind mit feinem Parfüm getränkt und mit Bildern und Zeichnungen verziert. Diese bunten Bilder sind freilich recht unfein und prangen meist nur auf den Kattuntüchern der Bäuerinnen. Die Japanerin gebraucht ihr Taschentuch nur einmal; denn es ist von feinem Papier gemacht. Sie trägt ein Paar solcher Papiertaschentücher in ihrer Schürze, ihrem „Obi“, und wirft sie, wenn sie gebraucht sind, fort.



Gummor.

Als der Lehrer B. kürzlich in den Schulsaal trat, lies er auf der großen schwarzen Tafel die Worte:

„Unser Lehrer ist ein Esel.“

Die Schüler hatten sich auf einen großen Zornausbruch gefaßt gemacht. Aber der philosophische Pädagoge nahm ruhig ein Stück Kreide, sagte auf der Tafel das Wort „treiber“ hinzu und begann den Unterricht, als wenn nichts passiert wäre.

